

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 65=85 (1919)

Heft: 46

Artikel: Das Ludendorff-Buch (Schluss)

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-35354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Abenteuerlichen Simplicissimus“, wohl das beste Sittenbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges und deswegen von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung.

Waren die Segen- und Zaubersprüche soldatisch kurz, so bildeten die ewig langen Schutzbriefe eine wahre Goldquelle für die Schreiber der damaligen Zeit, enthielten sie doch manchmal mehrere Kapitel aus der Bibel, ja ganze Evangelien. Gewissen Bibelstellen, schreibt Hanns Bächtold in seinem erwähnten trefflichen Büchlein, wird im Kriege großer Einfluß auf den Schutz des Lebens zugeschrieben, vor allem dem im Volksglauben überhaupt viel verwendeten Anfang des Johannesevangeliums und dem 91. Psalm. Wer die eine oder die andere dieser Bibelstellen, in ein Skapulier eingenäht, auf sich trägt, darf sich getrost in den Kampf begeben, es wird ihm nichts passieren. Solche Schutzbriefe sind außerordentlich verbreitet. Immer und immer wieder tauchten sie, die in Friedenszeit ebenfalls gegen alle möglichen Uebel am Leibe getragen und gegen Feuer unters Dach gelegt werden, in den Kriegen des 19. Jahrhunderts auf, und auf den Schlachtfeldern der Jahre 1866 und 1870 sind viele dieser Zauberbriege gefunden worden, manche sogar, möchte ich beifügen, in reichster typographischer Ausstattung. Auch in unserem Jahrhundert wuchern sie üppig. Bekannt ist jenes Immediatgesuch, das von einem schlesischen Handwerker dem kaiserlichen Zivilkabinett zuing, als deutsche Truppen nach China zogen, und das die dringende Bitte enthielt, einen beigelegten Schutzbrief durch Druck zu vervielfältigen und jedem Soldaten ein Exemplar zustellen zu lassen. Nach der Angabe des Bittstellers, die dem verbreiteten Volksglauben entspricht, sei dieser Brief im Jahre 1729 in Schleswig-Holstein vom Himmel gefallen und schütze seinen jeweiligen Inhaber nicht nur vor jeder feindlichen Kugel, sondern auch vor Krankheit und sonstigem Ungemach. Ich füge bei, daß trotzdem der Eingabe natürlich keine Folge gegeben worden war, doch eine Menge Schutzbriefe von den Truppen nach China mitgenommen worden sind, wie auch jeder Boxer mindestens einen auf sich getragen hat — die europäische „Kultur“ hatte also vor der asiatischen in diesem besonderen Fall eigentlich nicht sehr viel voraus! Letzten Herbst, fährt Bächtold weiter, erhielt die schweizerische Sammlung soldatischer Volkskunde von einem in der welschen Schweiz ansässigen Italiener einen Schutz- und Himmelsbrief in französischer Sprache, der nach seiner Angabe aus dem 15. Jahrhundert stammt und den er zufällig fand, als er ein altes Möbelstück auseinandernahm. Durch ihn sei er, so bezeugt er ausführlich, vor allen möglichen Gefahren bewahrt geblieben, und wenn er ihn einmal versehentlich nicht bei sich gehabt hätte, sei ihm sicher etwas passiert. Daß diese Schutzbriefe in sämtlichen Heeren im Gebrauch sind, zeigen Berichte aus allen europäischen Ländern. Ein in der Schweiz internierter deutscher Soldat, der verwundet in französische Gefangenschaft geraten war, schickte mir die Kopie eines Schutzbriefes und schrieb dazu: Ich trug ihn immer auf mir und glaubte daran. Aber trotzdem wurde ich verwundet und gefangen, weil ich einmal während eines Kampfes plötzlich den Glauben 15 Minuten verloren hatte... Vielfach heißt es auch, daß der Brief die Kraft verliere, wenn sein Träger ihn gelesen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ludendorff-Buch.

(Schluß.)

Eine sehr verschiedenartige Beurteilung hat seiner Zeit der deutsche Angriff auf Verdun gefunden, der im Frühjahr 1916 begonnen worden ist, als noch Falkenhayn die Operationen leitete, und über seine Berechtigung oder Nichtberechtigung ist manches Tintenfaß leergeschrieben worden. Viele wollten darin überhaupt nur eine Gelegenheit sehen, die dem deutschen Kronprinzen den Siegeslorbeer um die Stirne winden sollte. Ludendorff urteilt etwas anders, wobei aber immerhin eine gewisse Zurückhaltung festzustellen ist. „Verdun war als Angriffspunkt strategisch richtig gewählt. Die Festung war für uns stets ein außerordentlich empfindliches Ausfallstor und bedrohte unsere rückwärtigen Verbindungen ungemein, wie es der Herbst 1918 in aller Schärfe zeigen sollte. Gelang es auch nur, die Werke des rechten Maasufers zu gewinnen, so wäre das ein voller Erfolg für uns gewesen. Unsere strategische Lage an der Westfront sowie die taktischen Daseinsbedingungen unserer Truppen im St. Mihielbogen würden sich erheblich gebessert haben.“

Der Angriff, der bekanntlich zu keinem durchschlagenden Erfolge geführt, dafür aber starke deutsche Kräfte gefesselt und verbraucht hat, ist dann eingestellt worden, als die Leitung der Operationen an Hindenburg und Ludendorff übergegangen und deutsche Streitkräfte gegen Rumänien freigemacht werden mußten. Er hätte, wie schon einmal gestreift worden ist, nach Ludendorff eigentlich bereits dann abgebrochen werden müssen, als er den Charakter einer Zermüpfungsschlacht angenommen und der Gewinn nicht mehr im Einklang mit den Verlusten gestanden hatte. Aber trotz der Angriffseinstellung blieb Verdun ein offenes, Kraft fressendes Geschwür und es wäre richtiger gewesen, die deutschen Stellungen nach rückwärts aus dem Trichtergelände herauszulegen. Das traf namentlich auf das Jahresende 1916 zu, als die Franzosen noch einen geschickt geführten Angriff unternahmen, bei dem deutscherseits neben großen Verlusten an Kraft auch wichtige Stellungen verloren gingen.

Als im März 1917 an der Westfront von der deutschen Heeresleitung die große Umgruppierung erfolgte, durch die der zwischen der Scarpe und der Oise nach Westen ausspringende Bogen auf seine Sehne, d. h. auf die von langer Hand vorbereitete, von Arras über St. Quentin, La Fère nach Vailly verlaufende Siegfried-Stellung zurückgenommen wurde, hat es gleichfalls nicht an den heterogensten Motiven für diese Rückwärtsbewegung gefehlt. Eine durch keine Sachkenntnis beschwerte Tiftelei schloß dabei auf einen Umschwung vom Stellungen- zum Bewegungskriege, indem durch dieses Zurückweichen eine Art Anlaufgelegenheit zu einem neuen Angriff geschaffen werden sollte. Man hatte zwar allen Grund anzunehmen, daß es gerade dieser Gedanke kaum gewesen sein konnte, der die deutsche Umgruppierung veranlaßt hatte. Für die Einleitung eines Bewegungskrieges war das freigegebene Gelände zu klein, denn was bedeuteten nicht ganz anderthalb Tagesmarschtiefen für eine Bewegungsoperation. Auch würde die planmäßige Zerstörung des Geländes kaum praktiziert worden sein, wenn man das gleiche Gebiet wiederum zu einem Bewegungskriege auszunützen die Absicht gehabt hätte. Aus diesen Erwägungen heraus ist damals hier dar-

auf verwiesen worden, sich mit den Gründen zu begnügen, die noch in der Regel für strategische und taktische Rückzüge maßgebend gewesen sind: die Schaffung besserer Verteidigungsbedingungen, Verkürzung der Front und damit geringerer Truppenbedarf, zweckmäßigere Ausnutzung der artilleristischen Kraft, günstigere Gestaltung der rückwärtigen Verbindungen. Dabei wurde eingeräumt, daß sich zu diesen taktischen und operativen Gründen unter Umständen noch solche gesellen konnten, die politischer Natur waren oder inneren Verhältnissen entsprangen.

Diese Argumentation wird jetzt vollständig bestätigt. „Die Gesamtlage erforderte für uns das Hinausschieben des Kampfes im Westen, soweit dies möglich war, um den Unterseebooten Zeit zur entscheidenden Wirkung zu lassen. Auch taktische Gründe und noch nicht genügende Munitionsmengen sprachen dafür. Gleichzeitig mußten wir durch Kürzung der Front zu einer günstigeren Kräftegruppierung kommen und uns mehr Reserven schaffen. Wir standen in Belgien und Frankreich mit 154 gegen etwa 190 zum Teil sehr erheblich stärkere Divisionen, für unsere lange Front ein besonders ungünstiges Kräfteverhältnis. Es war zudem anzustreben, Frontteile möglichst lange feindlichen Großangriffen zu entziehen, indem der Gegner verhindert wurde, mit starken Kräften davor aufzutreten. Wir gewannen damit zugleich Stellungen, in denen schwächere, und im Verlaufe der Schlacht abgekämpfte Divisionen eingesetzt werden konnten. Aus diesen Erwägungen heraus entstand — in engstem Zusammenhang mit dem Beginn des Unterseebootkrieges — der Entschluß, aus dem nach Frankreich vorspringenden Bogen unserer Front in die Siegfriedstellung, die Anfang März verteidigungsfähig sein sollte, zurückzugehen und die in einem 15 Kilometer breiten Streifen vor der neuen Stellung vorbereiteten Zerstörungen planmäßig durchzuführen.“

„Aus allen diesen Ausführungen geht wiederum deutlich hervor, daß man bei kriegsgeschichtlichen Studien am besten tut, für die Beurteilung kriegerischer Handlungen immer nach der einfachsten Motivierung zu suchen. Wie man sich in strategischen Tifteleien ergeht oder gar operativen Spitzfindigkeiten nachjagt, kann man sicher sein, auf Abwege zu geraten, die niemals zum Ziele führen. Das Haschen nach solchen Besonderheiten verstößt eben zu stark gegen die Erfahrungstatsache, daß im Kriege nur das Erfolgsaussichten hat, was innerhalb den Grenzen möglicher Einfachheit bleibt. Diese Einfachheit im operativen Denken ist das, was uns beim Durchlesen des Ludendorff-Buches vor allem entgegentritt und für den Verfasser einnehmen muß, stehe man nun auf seinem sicherlich etwas exklusiven persönlichen Standpunkte oder nicht. Sie tritt uns namentlich auch entgegen, als es sich um die Erwägung der Angriffsrichtungen handelt, die 1918 der deutschen Großoffensive an der Westfront gegeben werden sollen.“

Es kamen dabei im allgemeinen drei Abschnitte in Frage; die vieles für und gegen sich hatten: In Flandern von Ypern bis Lens, zwischen Arras und St. Quentin oder La Fère und beiderseits von Verdun unter Aussparung der Festung. Feindliche Streitkräfte in großer Stärke standen um Ypern und Arras, vor der Ailettestellung und ostwärts, bis in die Gegend von Verdun, die schwächste Stelle war

beiderseits St. Quentin; mehr nach Norden zu stand der Feind seit den Schlachten bei Cambrai dichter.

Bei dem nördlichen Angriff war das Gelände schwierig. Die Gangbarkeit der Lys-Niederung westlich Lille, über die der Schwerpunkt des Angriffes gehen mußte, war von Jahreszeit und Witterung ungemein abhängig. Vor Mitte April war auf ihre Betretbarkeit außerhalb der Wege nicht mit Sicherheit zu rechnen. Das war mit Rücksicht auf den amerikanischen Kräftezuwachs sehr spät. Der mittlere Angriff bot der Bodenbeschaffenheit nach keine besonderen Schwierigkeiten, doch waren bei seinem Fortschreiten die Trichterfelder der Sommeschlacht zu überwinden. Der Verdunangriff führte in stark bewegtes Gelände. Beide Angriffe hatten aber den Vorteil, daß sie unabhängig von der Jahreszeit begonnen werden konnten.

„Die taktischen Verhältnisse lagen demnach für den mittleren Angriff am günstigsten, er traf die schwächste feindliche Stelle, das Gelände bot keine Schwierigkeiten. Auch war er jederzeit möglich. Strategisch war der nördliche Angriff insofern günstig, als er ein großes, aber doch beschränktes Ziel hatte. Er konnte uns eine Verkürzung der Front bringen, wenn es gelang, Calais und Boulogne zu nehmen. Auch der Angriff auf Verdun konnte uns eine Frontberichtigung bringen, deren Wert mehr auf taktischem Gebiet lag. Der mittlere Angriff ging scheinbar sehr ins Weite. Durch Verlegung seines Schwerpunktes in die Gegend zwischen Arras und Péronne, gegen die Küste zu, war dem vorzubeugen. Drang dieser Stoß durch, so konnte der strategische Erfolg allerdings ein gewaltiger sein, indem wir die Hauptteile des englischen Heeres von dem französischen trennten und sie dann gegen die Küste drängten.“

„Ich wandte mich dem mittleren Angriff zu. Es waren aber die Zeitfrage und die taktischen Erwägungen, die mich dazu veranlaßten, dabei an erster Stelle die Schwäche des Feindes. Ob diese anhalten würde, konnte ich allerdings nicht wissen. Die Taktik war über die reine Strategie zu stellen. Ohne taktischen Erfolg war eine solche nicht zu treiben. Eine Strategie, die nicht an ihn denkt, ist von vorneherein zur Erfolglosigkeit verurteilt. Die Ententeangriffe in den drei ersten Kriegsjahren geben hierfür zahlreiche Beispiele.“

Ueber das Ergebnis der ersten deutschen Angriffsschlacht, das ja auch eine sehr verschiedene Bewertung gefunden hat, lautet dann das Urteil der obersten Heeresleitung wieder sehr zurückhaltend: „Es war einwandfrei erhärtet, daß der feindliche Widerstand stärker war als unsere Kraft. Eine Zermürbungsschlacht durfte nicht geschlagen werden. Dies schloß unsere strategische Lage ebenso wie die taktische aus. Die oberste Heeresleitung mußte in Uebereinstimmung mit den in Betracht kommenden Kommandobehörden den so überaus schweren Entschluß fassen, den Angriff auf Amiens endgültig einzustellen. . . Strategisch war das nicht gewonnen, was am 23., 24 und 25. März erhofft werden konnte. Daß wir auch Amiens nicht bekommen hatten, dessen Gewinn die Verbindung zwischen der feindlichen Front nördlich und südlich der Somme ungemein erschwert hätte, war eine besondere Enttäuschung. Beschießen der Bahnanlagen von Amiens mit weittragender Artillerie bot keinen vollgültigen Ausgleich. Unsere Truppen hatten aber doch die Engländer und Franzosen geschlagen und sich ihnen

überlegen gezeigt. Wenn sie nicht die Erfolge errangen, die möglich waren, so lag das nicht allein in ihrem verringerten Gefechtswert, sondern vor allem daran, daß sie nicht mehr fest in den Händen ihrer Offiziere waren. Vorgefundene Lebensmittelvorräte hatten sie aufgehoben. Kostbare Zeit war hierüber verloren gegangen.“ Das heißt mit anderen Worten: Die später eingetretene Heereszersetzung hatte sich in ihren Symptomen schon geltend gemacht und die Leitung um den erhofften operativen Erfolg gebracht.

Zum Schlusse noch die amerikanische Hilfe. Wer sich intensiv mit den Kriegsbegebenheiten beschäftigte, dem mußte auffallen, mit welcher scheinbarer Geringschätzung deutscherseits der Kriegsbeitritt der Vereinigten Staaten auf der Ententesseite behandelt worden ist. Liest man das Ludendorff-Buch durch, so kommt man zu der Anschauung, daß dem nur darum so gewesen ist, weil man auch bei der obersten Heeresleitung felsenfest auf die Wirkung des Unterseebootkrieges und die Angaben des Admiralstabes gebaut hat. Um die Jahreswende 1916/17 rechnete die Marine für die Beförderung eines Heeres mit Troß und Nachschub auf den einzelnen Mann ein Raumbedürfnis von 5 Brutto-Registertonnen. „Danach wären für den Transport von 1 Million amerikanischer Soldaten, der auf nicht allzu langen Zeitraum verteilt war, 5 Millionen Tonnen Schiffsraum nötig gewesen. Diese konnten aber bei der Versorgung der Westmächte auch nicht zeitweise entbehrt werden.“ Auch im Juli 1917, als der Kriegsbeitritt der Vereinigten Staaten zur Ententesseite Tatsache geworden war, wurde die Möglichkeit des Transportes eines amerikanischen Heeres nach Frankreich noch gänzlich in dem Sinne besprochen, wie ihn die Marine vertrat, „nämlich, daß die Ueberführung nur in beschränktem Umfange denkbar sei.“ Um die Jahreswende 1917/18 lautete die Ansicht der Marine nach wie vor hoffnungsfreudig, aber Ludendorff selbst war skeptischer geworden und begann vom Frühjahr 1918 an mit dem Eintreffen der Neuformationen der Vereinigten Staaten zu rechnen. „In welchem Umfange sie auftreten würden, war nicht zu übersehen; wohl aber blieb mit Sicherheit anzunehmen, daß sie bei der Entente den russischen Kräfteausfall nicht ersetzen konnten, daß aber im Frühling das Kräfteverhältnis für uns günstiger sein würde als später im Laufe des Sommers und Herbstes, es sei denn, daß wir bis dahin einen großen Sieg davongetragen hatten.“ Nach der ersten Offensivschlacht Ende April 1918, hatten sich die Anschauungen der obersten Heeresleitung dann allerdings gewaltig geändert. „Nach den Erfahrungen, die die oberste Heeresleitung bisher mit dem Unterseebootkrieg gemacht hatte, rechnete ich mit dem Eintreffen starker amerikanischer Truppen. Die Schnelligkeit aber, mit der sie tatsächlich ankamen, mußte überraschen . . . Die Unterseeboote ausschließlich gegen diese anzusetzen, ging nicht an. Die Truppentransporte konnten sich auf dem rund 1400 Meilen weiten Seegebiete zwischen Nordengland und Gibraltar den europäischen Küsten nähern. Es war unmöglich, diese Fläche durch Unterseeboote in vollem Umfange wirksam zu sperren. Man hätte die Unterseeboote nur auf einzelnen Strecken zusammenziehen können. Ob die Transportdampfer zur Zeit gerade diese wählen würden, blieb aber fraglich. Der Feind konnte die Schiffe, sobald er Nachricht über

das Auftreten deutscher Unterseeboote erhielt, funkentelegraphisch jederzeit umleiten und die Ausladungen an einer anderen Stelle vornehmen. Es war also nicht sicher, daß man bei diesem Vorgehen genügend Transportschiffe antreffen würde. Die Vernichtung des in feindlicher Fahrt befindlichen Frachtraumes wäre dann nur gelegentlich betrieben worden und hätte eine empfindliche Unterbrechung erlitten.“ Es erscheint sehr befremdend, daß diese Argumentation, dieses restlose Eingeständnis der maritimen Machtlosigkeit den amerikanischen Truppentransporten gegenüber, nicht schon früher angestellt worden ist. Man kann sich das kaum anders erklären, als daß man durch die auf den Unterseebootkrieg gestellten Erwartungen psychisch vollständig hypnotisiert gewesen ist.

In einem Schlußurteil über die amerikanische Hilfe heißt es dann: „Die Gesamtstreitkräfte, die die Vereinigten Staaten in den Monaten April, Mai und Juni nach Frankreich herüber gesandt hatten, wurden nach den vorliegenden Nachrichten auf etwa 15 Divisionen angenommen. Zur Zeit konnten im ganzen etwa 20 amerikanische Divisionen in Frankreich sein. Das war mehr, als ich für möglich gehalten hatte. Die Ueberlegenheit, die wir im März der Divisionszahl nach besaßen, war damit ausgeglichen. Die Kopfstärken hatten sich um so stärker zu unseren Ungunsten verschoben, als die amerikanischen aus zwölf starken Bataillonen bestanden. Da, wo wir aber bisher mit den schon längere Zeit in Frankreich befindlichen Divisionen gefochten hatten, waren wir auch in zahlenmäßiger Unterlegenheit Herren der Lage geblieben. Es war nicht anzunehmen, daß die schnell eintreffenden Neuformationen mit geringerer Ausbildung besser kämpfen würden als die alten Divisionen. Kein Feind ist zu unterschätzen, er soll aber auch nicht überschätzt werden. Wie hätten wir sonst die Russen 1914 angreifen und schlagen können! So lange unsere Truppe ihren inneren Gehalt behielt, würde sie mit jedem Feinde fertig werden, auch mit den starken amerikanischen Divisionen, auch wenn deren Nerven weniger verbraucht waren als die der schon lange im Kampf stehenden Armeen. Es fiel aber schwer ins Gewicht, daß die neu eintreffenden amerikanischen Verstärkungen französische oder englische Verbände an ruhigen Fronten freimachen konnten. Hierin lag eine Tatsache von ungeheurer Bedeutung; sie beleuchtet den Einfluß, den die Entsendung der Streitkräfte der Vereinigten Staaten auf den Ausgang des Krieges hatte. Amerika wurde damit kriegsentscheidende Macht.“

* * *

Wie schon einleitend bemerkt worden ist, hat man hauptsächlich auf die rein militärischen und kriegsgeschichtlichen Momente abgestellt und das politische Gebiet, wo es nicht des Zusammenhanges wegen nötig war, möglichst unberücksichtigt gelassen. Ebenso ist das persönliche Verhältnis des Verfassers zu seinem Kriegsherrn, dem Feldmarschall Hindenburg und anderen prominenten Persönlichkeiten mehr nur gestreift worden. Beides geschah in der ausgesprochenen Absicht, auf die operativen und taktischen Vorgänge mehr eintreten zu können. Es kam uns vor allem darauf an, den Soldaten und Führer unter vielfacher Verwendung seiner eigenen Worte herauszuarbeiten und auf manche Kriegsbegebenheiten damit ein klärendes

Licht zu werfen. Ueber den Politiker Ludendorff wird man sich noch einige Reserve auferlegen müssen, denn noch schwankt sein Charakterbild von der Parteien Gunst und Haß verwirrt in der Geschichte. —t.

Tagebuch eines eidgenössischen Soldaten aus dem Aargau während des Feldzugs im Jahr 1815.

(Fortsetzung.)

Den 25. Juni machte ich noch eine Patrouille nach Vers-les-Jaques; ich war noch nie dort gewesen. Es regnete stark; ich sollte mehrere Orte besetzen, aber es war nicht möglich. Dieser Ort liegt sehr zerstreut. Das Essen brachte man den Soldaten deswegen zusammen in eine Scheuer. Das Fort Joux ist nur eine Stunde von hier; wir hörten zwölf bis vierzehn Kanonenschüsse von dort, wahrscheinlich zur Feier des Sieges über Blücher.

Ich versuchte einigemal eine Rekognoszierung, aber Wind und Regen waren zu stark. Zuweilen zeigten sich Schwärme von Bauern oder Freikorps, manchmal bewaffnet, an den Grenzen; waren Soldaten da, so zogen sie sich zurück; im andern Fall forderten sie Milch u. dgl. Gestern spät war auch ein solcher Trupp da; ein einziger entschlossener Mann, Namens Gignet, jagte ihn in die Flucht. Abends kehrten wir auf den Heuboden im Schlosse St. Croix zurück. Der morgende Tag war besser; man genießt hier eine prächtige Aussicht nach Yverdon und dieser Gegend, wir sahen deutlich die Kochfeuer im Lager von Chevressi. Gegen Mittag kamen wir wieder im Standleger an. Eben hatte der Herr Oberst den Fleischer im Verhör, der ein krankes Stück Vieh für uns geschlachtet hatte; man machte, nachdem die Sache erwiesen war, kurzen Prozeß, und spannte ihm Nachmittags die Hosen zwölfmal an; darauf durfte er wieder für uns metzen. Kurz vorher wurde unser Marketender fortgejagt, der unsere Soldaten so wacker schraubte, daß bald für Geld nichts mehr zu haben war; auch an den Offizieren wurde die Probe gemacht, aber da war es am unrechten Ort; der Kerl durfte sich nicht mehr blicken lassen. — Auch an Spionen fehlte es nicht; aber man hatte gute Spürhunde, welche diese Vögel bald auswitterten. Einige bekamen Prügel, andere wurden weiter geschickt. Die Schönheit des Lagers zog manchen her, der nichts Böses im Sinn hatte; aber bei einem Glase Wein löste sich seine Zunge, er politisierte, und nun hatte er gleich etwas aufgesalzen. Einmal in der Woche machte ein Arzt Getränk-Inspektion in den Marketenderhütten.

Für das nötige Holz war hinter der Baracke des Brigadier ein Depot errichtet, und von einem Offizier wechselseitig verwaltet; fünf Kompagnien erhielten täglich ein Klafter, Artillerie und Scharfschützen jede Kompagnie ein Klafter in fünf Tagen, die Polizeiwachen täglich 25 Spalten. Laut Befehl sollen sich die Soldaten mit Pfeifererde, Patronaschenwichse und Schmalz für die Schuhe versehen; sie sollen zur Reinlichkeit angehalten, ihre Waffen und Habersäcke streng untersucht, und ihnen die Kriegsartikel vorgelesen werden. Das Züricher Bataillon soll dem Wasser bei seinem Lager Abzug verschaffen und einen Brunnen davon bilden.

Brigadebefehl vom 25. Juni. Scharfe Ahndung, daß Offiziere ihre Patrouille verlassen, um im Bette

zu schlafen; Vorstellung, wie nachteilig dies sein könnte. Man verlangt ferner ein Verzeichnis der Feuersteine, welche die Truppen nötig haben, so wie der Patronen, damit das nötige herausgenommen werden könne; jeder Soldat soll vierzig Patronen haben.

Ein Divisionsbefehl zeigt das Mißfallen des Obergenerals an, daß gegen den Armeebefehl die Trainpferde von den Offizieren gebraucht werden, wozu nur die Korpskommandanten berechtigt sind; eben so wenig können sich Offiziere reitender Ordonnanzen bedienen, welches nur den eidgenössischen Obersten gestattet ist. Der daraus entstehende Schaden wird dem Uebertretenden angerechnet. — Noch immer trifft man Urlaubgänger an; da der Divisionsgeneral dafür verantwortlich ist, so ersucht er die Brigadekommandanten, in dieser Hinsicht pünktlich zu sein. Die aus den Gewehren gezogenen Kugeln sollen zusammengelegt und dem Reservepark in Yvonand gegen Empfangschein zugestellt werden.

Laut Brigadebefehl soll sich die Artillerie tätiger zeigen, als es bis dahin geschehen. Die Gewehr-Faisceaux sollen jedesmal bei günstigem Wetter mit Ordnung gebildet werden. — Diese Gewehr-Faisceaux waren Erdhügel, schön rund von Rasen etwa zwei Schuh hoch aufgeführt; in der Mitte war ein Pfahl aufgesteckt mit Querhölzchen, die Gewehre daran zu stellen, und zwar so, daß der Hahn auswärts kam. Diese Pyramiden waren 16 Fuß vor den Baraken in einer fortlaufenden Linie jedem Lager nach, und bei guter Witterung überaus schön militärisch anzusehen. Bei jedem Bataillon war der Fahnenstock sehr sauber stufenweise über die Gewehrpyramiden erhaben, und inwendig hohl; wohin die Trommeln gelegt wurden.

Der Scharfschützenkompagnie Blattmann bezeugt der Brigadier seine Zufriedenheit darüber, wie sie den Vorpostendienst verrichtet; von ihrem Lagerbau kann er aber nicht das Gleiche sagen. Beim gewöhnlichen Exerzieren soll nicht getrommelt werden; die Soldaten müssen ohne Tambour marschieren lernen. Nachricht, daß der General v. Castella die Lager bereisen werde; es wird empfohlen, alles in guten Stand zu stellen, daß es der Division Ehre mache; die Baracken müssen gegen Wind und Wetter geschützt, die Gassen reinlich, die Erdhügel geebnet, die Faisceaux-Hügel aber militärisch eingerichtet sein, auf daß Jedermann sehe, daß wir zu sein anfangen.

Den 27. ging ich auf den Vorposten Chatony, drei Stunden vom Lager. Um drei Uhr morgens marschierte ich ab, durch die Dörfer Lignerole und Ballogues. Vor dem letztern geht ein Weg links nach dem noch eine halbe Stunde entfernten Vallorbe; nach unserer Bestimmung behielten wir die Landstraße, und in einer Viertelstunde waren wir dort. Von hier geht die Landstraße ein wenig abwärts, und unten steht der Marchstein. Nach der Ablösung machten wir es uns commod; die Hausfrau hatte schon den Kaffee bereitet. Im gleichen Hause war auch ein Landjägerposten. Wir waren hier in einem nicht gar engen Tal; in der Mitte fließt die Jougne an einigen Orten unter den Felsen bei 20 bis 50 Fuß tief. Uns gegenüber am Berge hatten die Züricher einen Vorposten. In einiger Entfernung ist das französische Dörfchen Le Pice; weiter unten sieht man einige Häuser von Ferriere, wo Hammerschmieden sind, die sich des Morgens